

# Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. \* Nr. 45

Wochenschrift  
zur Unterhaltung und Belehrung.

## Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ellen schüttelte verneinend den Kopf. Sie fühlte sich schwach werden. Die Gefühle, die in ihr tobten, drohten sie zu überwältigen. Aber aus dem Chaos erhob sich gebieterisch das Bewußtsein: Du darfst das Versprechen nicht halten, das Mutter dir abverlangte. Ich muß Ihnen noch sagen — begann sie, während ihre vor tieferblauen Wangen sich wieder mit lichter Glut färbten. Er machte eine Bewegung mit der Hand. Alles, was ritterlich war in ihm, lehnte sich dagegen auf, diese kostliche Stunde mit zu verbringen, daß er sich von ihr, die er liebte, wie er geglaubt hätte, lieben zu können, erzählen ließ, daß sie schon ihm einen anderen geliebt hatte. Er erinnerte sich deutlich, er im Anfang ihrer Bekanntschaft oft gedacht hatte: Das Adel hat ja einen Knax weg! Welcher Esel mag es fertig gebracht haben, sie kränken?

„Das ersparen uns für spätere.“

sagte er.

„Sein wir uns nun mal sehr lang allein, wollen wir uns mit Begegnissen üben.“

„woran es einzig und an kommt,“

„er neigte sich nah zu ihr und flüsterte: „Ellen, wenn Sie mir kein?“

„Ja“, jagte sie nach, ohne sich bewegen.

„ihren Augen entfielen große Tränen. So viel Weßheit und Freude gab auf Erden?“

„Ich darf also?“

„Befähigend seufzte die Lider. Er nahm ihre Hand und drückte

„järlische Küsse darauf. „O, du,“ flüsterte er, „ahnst du auch, was für Tage ich durchlebt habe?“

„Sie gab sich gar keine Mühe zu sprechen. Sie fühlte, es doch nicht zu können. Träne um Träne löste sich nun von ihren Lippen, und im kostlichen Gefühl des Geborgenheims duldet sie, daß er immer noch ihre Hände mit Küssem bedeckte.“

Die öffentliche Verlobung war jetzt gefeiert worden, als Ellen wieder — bald genug — auf beiden Füßen stehen konnte. Es war am Tage danach, als Gerhard eilig in das gemeinsame Wohnzimmer eintretend, seinen Eltern zuflüsterte:

„Heubach ist hier!“

„Wer — wo?“

„Hier im Hause. Heubach. Ich begegnete ihm soeben auf der Treppe.“

In stummem Entsezen sah das Ehepaar Randow sich an. Einige Augenblicke vergingen in peinlichem Schweigen. Frau Randow war es, die sich zuerst fasste.

„Wir reisen ab. Lange wären wir sowieso nicht mehr geblieben. Wenn wir nur verhindern könnten, daß Ellen ihn trifft!“

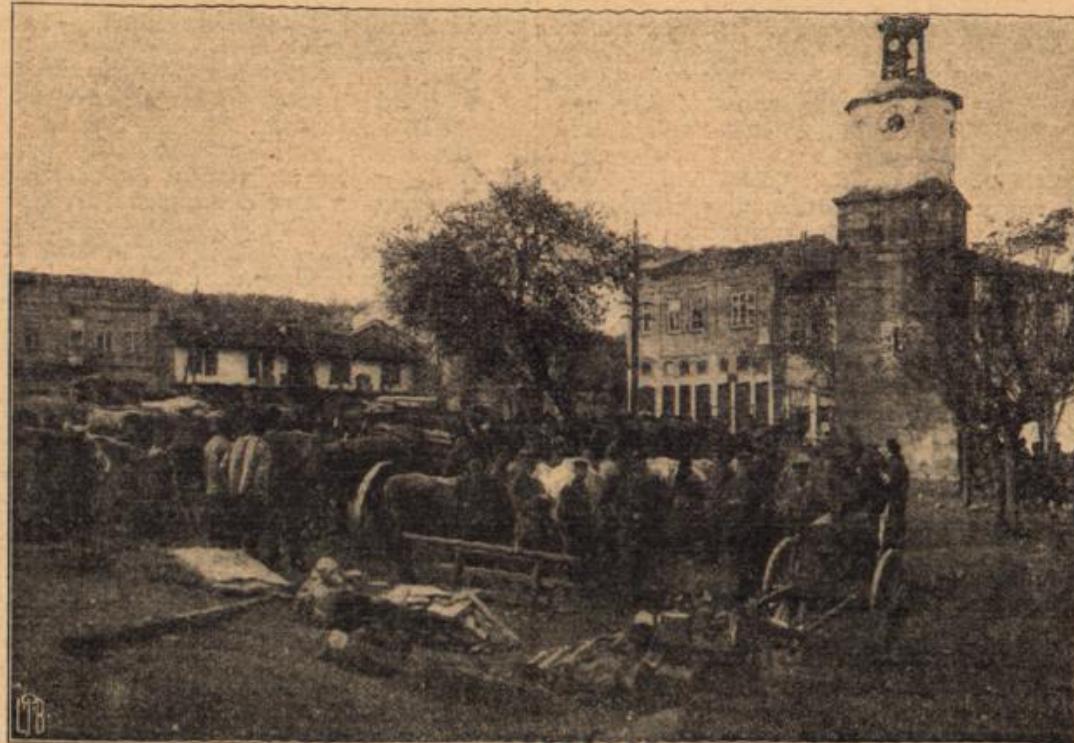
„Es wäre entsetzlich! Jetzt, wo das arme Kind endlich auflebt . . . Aber es wird sich gar nicht umgehen lassen.“ Herr Randow hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Ich werde mit Thorstein sprechen“, sagte er endlich. „Es ist das einzige, was ich tun kann. Ich hätte es ja gleich tun sollen —“

„Nein, auf keinen Fall! Das dulde ich nicht. Man kann nicht wissen, wie er es auffaßt. Ihr Männer seid darin unberechenbar. Aber lasst mich nur machen. Heute abend, längstens morgen früh können wir reisen.“

„Wohin — wenn's beliebt? Die Schweiz ist ja klein und wir können überall Bekannte treffen, ganz abgesehen davon, daß wir Heubachs Brüder gar nicht kennen. Wir können nicht vor ihm fliehen bis an das Ende der Welt. Du kannst schon glauben, es wäre doch das

richtigste, Thorstein reinen Wein einzuschanken.“

„Unter gar keinen Umständen! Ich verbiete es euch auf das strengste. Hörest du, Gerhard, dir auch!“ Frau Randow war erregt im höchsten Grade. Aber ihr Mann wollte um jeden Preis festbleiben. Sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen, etwas zu tun, was nach seiner ganz bestimmten



Deutsches Militär auf dem Marktplatz einer besetzten rumänischen Stadt.  
Leipziger Pressebeamte.

Ausicht nicht als richtig bezeichnet werden konnte. Der Streit wurde heftiger von Minute zu Minute. Immer schwereres Geschütz wurde aufgefahren. Gerade ging Frau Randow von der Versicherung, daß ihr Gatte niemals Verständnis für sie und ihre Kinder gehabt habe, zu der Behauptung über, daß er nur sich und seine Bequemlichkeit lenne, da rieß die Glocke zum Essen. In bewunderungswürdiger kurzer Zeit glätteten sich die Wogen ihrer Eregung, und als sie wenige Minuten später zwischen ihrem Manne und ihrem Sohne den Speisesaal durchschritten, hätte man dem fremdblich lächelnden Gesicht der immer noch schönen Frau unmöglich anmerken können, daß sie sich noch kurz vorher als die unglückliche Frau dieser Welt bezeichnete hatte.

Das Brautpaar war bereits anwesend. Nachdem Thorstein seiner Schwiegermutter die Hand geführt hatte, wollten alle die gewohnten Plätze einnehmen. In diesem Augenblick sah Frau Randow durch die gegenüberliegende Tür zwei Herren eintreten. Abwartend blieb sie stehen, bis den Neuangekommenen ihre Plätze angewiesen waren. Ein Seufzer der Erleichterung schien ihren Lippen zu entfliehen. Von dort war es unmöglich, Ellen zu sehen.

Während sie die Suppe löffelte, machte sie ihre Tochter und deren Verlobten dann bekannt, daß sie abreisen müssen.

"Vater hat Nachrichen bekommen, die seine Anwesenheit in Berlin notwendig machen", sagte sie ruhig. "Und da er voraussichtlich schon in der nächsten Woche geschäftlich nach London fährt, so dachten wir, es sei das einfachste, gleich morgen mit ihm zusammen abzureisen und entweder in Hamburg oder einem holländischen Bad auf ihn zu warten oder aber gleich nach der Insel Wight weiterztreisen."

"Nach Wight!" Ellens Gesicht verklärte sich. Sie war, dank der Vorliebe ihrer Mutter für alles Englische in Wight in Pension gewesen und hatte glückliche Tage dort verlebt. Von ihrer Seite halte Frau Randow also keinen Widerspruch zu fürchten, wie sie ganz richtig angenommen hatte. Triumphierend blickte sie sich um. Ihr Mann saß ganz zusammengezunken auf seinem Stuhl. Er schämte sich für seine Frau und — er fühlte sich mitschuldig, daß er nicht der Komödie ein Ende mache.

Gerhard schien ebenso zu empfinden wie der Vater. Er erklärte, da das Ende seines Urlaubs bevorstehe, hielte er es für richtiger, mit seinem Vater nach Berlin zu fahren und die wenigen Tage dort zu bleiben.

Frau Randow hörte kaum danach hin. Mrs. Priestnall hatte sich der Sache bemächtigt und schilderte Thorstein die künftigen Vorzeuge der Insel, die er noch nicht besucht habe.

"Es passt nicht schlecht", sagte er nachdenklich. "Der Arzt riet mir, einen Seeaufenthalt zu nehmen, ehe ich mich wieder in die Arbeit stürze."

Da haben wir es! Das ist ja großartig —" Milten im Wort hielt seine Schwiegermutter inne und sah starr und gerade aus. Sie hatte oben in dem Spiegel, der ihr gegenüber hing, ganz deutlich das Bild des Mannes erkannt, den ihre Tochter um seinen Preis der Welt sehen sollte. Wäre Ellens Aufmerksamkeit nicht ganz und gar von ihrem Verlobten in Anspruch genommen gewesen, sie hätte ihn gewiß längst entdeckt . . .

"Was ist dir, Mama", fragte das junge Mädchen, als ihre Mutter plötzlich versank.

"O — nichts. Ich hätte um ein Haar eine Bräte verschluckt", log Frau Randow ohne Besinnen. Aber ihr tieferbläsiges Gesicht verriet, daß ihre Worte nicht der Wahrheit entsprachen. Die Mahlzeit wurde ihr zu einer wahren Höllenqual. Während sie fremdländisch nach allen Seiten hin nickte und antwortete, fühlte sie, wie der Schweiß ihr in großen Tropfen auf die Stirn trat. Unablöslich arbeiteten ihre Gedanken. Ellen mußte nachher mit nach oben kommen, damit jede Gefahr einer Begegnung vermieden wurde. Es blieben außerdem noch genügend Möglichkeiten, die man nicht in der Gewalt hatte. Die Abreise mußte um jeden Preis mit Hochdruck betrieben werden! Eine brennende Unruhe hatte sich der Frau bemächtigt; sie wußte kaum noch, was sie tat und sagte.

"Heute abend mußt du dich ohne Ellen trösten", erklärte sie gegen das Ende des Essens ihrem Schwiegersohn. "Ich brauche sie beim Packen."

"Ist denn die Sache so eilig?" fragte Thorstein, dem der Plan ein wenig zu plötzlich kam. Er hatte sich darauf gestreut, mit seiner Braut, die durch ihren Unfall noch wenig genug von der Umgebung Luzerns kannte, kleine Ausflüge zu Wagen zu machen. Außerdem liebte er das Gebirge weit mehr als die See. Am liebsten wäre er mit ihr allein hier geblieben.

Das hatte er ihr soeben ins Ohr geflüstert und sie hatte mit einem raschen heimlichen Händedruck geantwortet.

"Wenn es geht, möchte Papa schon morgen den Vormittagszug um sieben Uhr achtzehn benutzen", sagte Frau Randow sanft.

"Ihr werdet also — du und Gerhard — ebenfalls den heutigen Abend zum Packen benutzen müssen", schlug sie vor.

"O, was das betrifft — ich brauche nicht länger als knappe halbe Stunde", erklärte Achim fröhlich. "Ich wünschte, du wäre ebenso schnell fertig und du erlaubtest mir einen kleinen Spaziergang."

"Das ist ganz unmöglich! Ich will froh sein, wenn wir überhaupt fertig werden."

Einen Augenblick überlegte Thorstein, ob er seinen Schwiegervater bitten sollte, wenigstens erst am Nachmittag zu reisen, oder der alte Herr saß so in Gedanken verhakt, daß er ihn nicht stören möchte.

Endlich war die Mahlzeit zu Ende. Frau Randow aß sehr heimlich auf. Nun galt es, ein wenig zu zögern, damit der Vater sich den Saal verlassen habe, ehe sie mit ihrer Tochter hinausging. Sie verwischte Mrs. Priestnall in ein kleines Gespräch, als von hinten eine Dame an sie herantrat, die ihr leicht die Hand auf die Schulter legte und ausrief:

"Meine liebe Frau Randow — ist es möglich? Hier treffe ich Sie wieder!"

Alle Farbe wich aus den blühenden Wangen der eleganten Dame. "Die Welt ist wirklich nur ein Dorf", versicherte sie entspannt. "Aber wie furchtbar schade, daß Sie erst heute kommen! Wie stehen sozusagen mit einem Fuß schon in der Bahn. Wenn Sie früh geht, es weiner."

"Das bedauere ich allerdings sehr", sagte die Fremde. Sie fand die Zeit, die übrigen Glieder der Familie zu begrüßen. Aus den hin- und herwirkenden Worten ging hervor, daß eine Frau Oberregierungsrat Winneberg war, die von Berlin aus anscheinend gut mit den Randows bekannt war.

"Darf ich bekannt machen?" fragte Frau Randow nach merlichem Zögern. Sie stellte Achim Thorstein vor, ohne jedoch hinzuzufügen, daß es der Verlobte ihrer Tochter sei. Darauf wandte sie sich zu Mrs. Priestnall, der sie lächelnd die neue Dame als eine Erbschaft vermachte.

"Denken Sie doch, Welch ergiebiger Gesprächsstoff Sie gleich von vornherein haben: Familie Randow!"

Die Damen lachten und Frau Helene fuhr fort: "Sie könnten gleich anfangen, wir müssen jetzt gehen."

Frau Winneberg trat einen Schritt beiseite und tuschelte zu: "Heubach ist hier! Ich dachte schon —"

"Dann dachten Sie verkehrt, mein Liebe", erwiderte Frau Randow gereizter, als es sonst ihre Art war.

"Meine Tochter —"

"D — ich sehe," sagte Frau Winneberg, deren Augen Ellen ruhten, mit beispielslosem Spott, "Fräulein Ellen hat bereits getrostet."

Frau Randow biß sich auf die Lippen; sie antwortete nicht. Doch lächelte sie gleich danach wieder verbindlich, als sie endgültig verabschiedete.

Wer freilich das immer noch weiche, jugendliche Gesicht der schönen Frau unmittelbar nach der Trennung von ihren Familien gesehen hätte, wäre über den Ausdruck von finstern Zorn, der es entstellt, erstaunt gewesen. Häufig gab sie den Tochter Anweisungen wegen des Packens.

In ihrem behaglichen Wohnzimmer angelangt, riß sie Fenster auf, als ob sie entdeckt müsse. Dann ließ sie sich erschöpft auf das Sofa sinken; ihre Söhne mit ihrem duftenden Tuch auf sich beifassend, stöhnte sie vor sich hin: "Das ist ein Tag! Ich kann nicht mehr!"

Ihr Mann blieb mit über der Brust gesetzten Armen stehen und sagte vorwurfsvoll: "Helene, auf was für schreckliche Weise hast du dich eingelassen! Du wirst sehen, es geht nicht gut. Und wenn Ellen diesmal enttäuscht wird —"

"Erbarme dich! Daran dürfen wir nicht denken. Es ist nicht gesagt, daß alles so schlimm kommen muß, wie es jetzt aussieht. Und was ich tat, geschah in der besten Absicht von der Welt aus."

"Damit ist nicht gelagt, daß es auch zum Gruben ausfallen kann. Vergiß nicht, daß du dich untauglicher Mittel bedientest."

"Ich weiß doch sehr gut, was tat ich denn überhaupt? Ich unterließ —"

"Das ist zweitens ebenso schlimm. Und du machst alle zu Mischblüten. Wenn ich nur von mir reden darf. Du, die Rolle, in die du mich hineindrängtest, war erheblich. Ich kann dir sagen, zum zweiten Male gebe ich mich nicht mehr, den Trottel zu spielen!"

"Hör auf, hör auf! Du stellst mich hin, als ob ich das aus Schlechtheit tue, während du doch wissen müßtest, daß die Sorge für Ellen — die Sonne versagte ihr, heiße Tränen rauschen aus ihren Augen. Allmählich tat sie ihm doch leid."

"Beruhige dich nur", bat er. "Wir müssen suchen, so wie möglich alles gut zu machen. Ich weiß überhaupt nicht,

„Denkt du dir das denkst. Einmal, und zwar sehr bald werden wir wieder in Berlin sein. Dann soll die Verlobung auch dort sofort geschlossen werden. Ach! ich ist Berliner Kind — sowie er sich mit Ellen verlobt, haben gute Freunde ihm morgen, wer weiß in welcher Einstellung, die ganze Geschichte zugezogen. Sie es da nicht besser gewesen, er hätte sie von uns selbst getragen?“

„Mir ist der Gedanke schrecklich, was er sagen wird, daß sie ihm verschwiegen haben.“

Herr Randow hatte sich eine Zigarette angezündet. Er lehnte sich in einem bequemen Sessel und sah den Rauchringen gedankenlos nach. Seine Frau nagierte an ihrer Unterlippe und überlegte.

„Sollte sie ihn in ihre Pläne einweihen? Sie hatte die Atemzähmung gemacht, daß es besser ist, wenn die Männer nicht mehr wissen. Aber so ungänglich habe er sich lange nicht gemacht und das Bedürfnis einer Aussprache war übermäßig. Es rückte ihm näher.“

„Denkt du, das alles hätte ich mir nicht gesagt? Oder warum glaubst du, daß ich gerade die Insel“

„gevahlt habe?“

„Du willst doch nicht sagen — ?“ Erschrocken starrte er sie an.

„Wenn du meinst, ob ich sagen will, daß allerlei Unstände“

„treten können, die eine schnelle Heirat unserer Tochter würden“

„verhindern machen könnten, so ist das genau, wie ich dachte!“

„Aber Frau! Das ist ja — !“ Erregt sprang er auf und lief

Zimmer hin und her. Endlich setzte er sich wieder an ihre Seite.

„Glaube ja nicht, daß ich meine Hand zu jungen Machenschaften biete“, sagte er heiser. „Das wäre ein völliger Irrtum.“

„Hierher und nich’ wei’ er! Fühlst du denn nich’, wie du“

„Besser armes Kind beleidigt?“

Die stolze Abwehr, die in seinem Tone lag, reizte Frau Randow unerschöpflich. „Was willst du denn eigentlich?“ fuhr sie jedesmal fort. „Machenschaften? Das Wort verbirgt sich mir. Bei deinen“

„Dagebehnien Geschäftchen könnte sehr leicht der Fall eintreten,“

„die eines Tages der Gedanke läuft, nach Amerika zu reisen,“

„dort nach dem Rechten zu sehen, da du doch schon einmal in“

„geht bist. Und wer wollte es mir verbieten, wenn ich“

„müsste, um meine leidende Schwester zu besuchen, die“

„von Jahr zu Jahr vertröstet? Das ist nur eine Möglichkeit“

„vielen! Ich natürlich wirst du dich hören! Wie könne“

„so dummkopfisch sein, auch nur einen Augenblick zu denken, ich könne“

„andere Frauen keine Sorgen mit meinem Mann veraus?“

Wieder rupfte sie sich Augen und Stirn. Dann stand sie auf.

„Hier können wir nich’ bleiben, das siehtest selbst du wohl ein?“

„Ja, wo auch noch die Winneberg hier ist, ich bin sicher, daß Mrs.“

„Kornelius zur Seite schon eingeweiht ist! Ich werde also paden.“

Seufzend erhob sich Randow. „Und ich werde im Gottes“

„diensten die nötigen Schritte für die Abreise tun“, sagte er in“

„veränderten Ton. „Wann befiehlst du?““

Sie hatte die Hand schon auf der Türklinke zum Nebenzimmer. „Morgen früh sieben Uhr achtundvierzig“, sagte sie kurz

(Fortsetzung folgt.)

## Schicksalswende.

Novelle von Martha Grundmann, Lommatsch.

(Hochzeit verboten.)

In einem Hinterzimmer der geräumigen Wohnung der Frau verwitweten Doktor Kornelius hatte Wochen hindurch die Waschmaschine gefüttert und geschickt Hände hatten mit Glück gezeigt, was eine junge Braut an Wäsche mit ins eigene Hemmehnen sollte. Heute nun stand das Rad der Maschine still. Weißnäherin war abgelohnt, die Arbeit getan. —

Die Frau Doktor, eine noch sehr städtische Dame, Mitte der vierzig, erfreute ersichtlich auf und ihre dreißigjährige Tochter Liselotte, die blonde, glückliche Braut desgleichen. Seit einem Jahr war sie nun verlobt und ihr Bräutigam, der Doktor Georg Michael, drängte zur Hochzeit. Liselottes Vater, ein tüchtiger geübter Arzt, hatte vor drei Jahren das Praktische gezeigt.

Ihr Bräutigam war ein Arzt von Bedeutung. Alles, gewissenhaft und pflichtgetreu. Liselotte war der Mutter Alles. Nach

dem Tod ihres Bruders Gottfried, der sich dem Studium der Theologie widmete, noch nicht schulpflichtiges Zwillingsspaar. Nora und Hans. Die Mutter liebte ihre Tochter über alles und ungestört daselbe der Fall. Große Reichtümer hatte Doktor Kornelius in seinem Tode seiner Familie nicht hinterlassen, aber so viel,

leichtere Anständig und ohne Nahrungsorgeln leben konnte. Auch für die Zukunft der Kinder war gesorgt. Gottfried

studiert und Hans, wie er dann alt genug, desgleichen.

Die Mutter war gleich als eine Summe bereitgehalten, ihnen als Mitgift dienen sollte bei ihrer Verheiratung. Während Liselotte nun nahe daran war, unter das Ehejoch zu schlüpfen,

so würden in bezug auf die kleine Nora noch sehr viel Jahre vergangen müssen, ehe sie in das heiratsfähige Alter kam. Und das war gut. Der Mutter konnte es ja nur wünschenswert sein, ihre Kleinsten lange um sich haben zu können. So würde sie wenigstens nicht so bald einsam sein.

Allabendlich kam Liselottes Verlobter zu mehrstündigem, manchmal auch nur zu kürzestem Besuch, je nachdem es ihm die Zeit erlaubte. Auch heute abend wurde er erwartet. Man war im Februar und es schneite jetzt. Dazu tobte der Sturm, als sei eine ganze Schar böser Geister los. Um so trauriger war’s im Zimmer, wo Liselotte soeben den Tee trank. Die Gaslampe warf ihren Schein auf ihr hübsches, frisches Gesicht und ließ das Mädchens blondes Haar wie gesponnenes Gold erscheinen. Da klingelte es, Liselotte eilte hinaus, um zu öffnen. Die Zwillinge hinter ihr drückten sie fest an sich. Germ hätte er sie lange so fest an sich gedrückt gehalten, aber Nora und Hans drängten sich zwischen das Paar. Sie mußten doch sehen, ob ihnen Onkel Georg — so nannten sie nämlich ihren zukünftigen Schwager — heute etwas mitgebracht. Er tat es zuweilen. Vielleicht auch heute. Aber sie hatten vergebens gehofft. Es gab nichts für die Leidenschaft, die gar zu gern dem Genuss Onkel Georgs Schokolade huldigten; die er mitbrachte, schwedte stets besonders gut.

Dann saß man am Tisch. Die Mutter saßen abgespannt und genoss fast nichts. Nicht so lebhaft wie sonst, nahm sie an der Unterhaltung teil. Auf des Doktors und Noras besorgtes Fragen, ab ihr etwas schüchtern, gab sie zu, nicht ganz wohl zu sein. Sie wolle darum glücklich mit den Zwillingen, die stets bald nach dem Abendbrot zu Bett gebracht wurden, zur Ruhe gehen.

So brachte Liselotte Mutter und Geschwister bald zur Ruhe. Sie küßte alle drei und wünschte ihnen gute Nacht. Der Mutter noch besonders, daß sie morgen wieder völlig wohl sein möge. Zu ihrem Verlobten ins Wohnzimmer zurückgekehrt, holte sie eine Handarbeit herbei, an der sie zu sticken begann.

„Was soll denn das nun wieder werden?“ fragte der Doktor neugierig.

„Wäschenschrankstreifen“, belehrte sie ihn lächelnd.

„Und diese vielen vorgezeichneten Buchstaben willst du sticken? Wie heißt denn eigentlich der Spruch?“

„Was Mütterlein mir einst beschert,  
Halt ich in diesem Schrank weit,  
Soll glatt und fein geordnet sein,  
Wie’s einstens hielt mein Mütterlein.“

sagte sie ihm innig vor. „Es ist ein sehr alter Spruch, aber ich liebe ihn deshalb um so mehr“, seufzte sie hinzu, „Mutter schon hat ihn einst als Braut für ihren Wäschekasten gestickt.“ Darauf unterhielten sie sich von allerlei, doch nur halblaut, um die Mutter nicht zu stören.

Bevor sich der Doktor verabschiedete, ging er noch einmal mit Liselotte zu deren Mutter ins Schlafzimmer hinüber. Letztere schlief nicht. Sie sei nicht krank, nur abgespannt, meinte sie. Der fünfzige Schwiegervater wollte sie untersuchen. Aber sie wehrte ab. Fieber war nicht vorhanden.

„Es hat keine Fahr“, meinte sie lächelnd, „morgen früh werde ich schon wieder unter sein.“

So verabschiedete er sich denn. „Sollte sich der Zustand der Mutter verschärven, so schicke mir das Mädchen zu mir“, sagte er draußen zu Liselotte, nachdem er ihr den Gutenachtkuss gegeben. Sie versprach es. Dann schloß sie die Tür hinter ihm. —

An diesem Abend lag Liselotte lange Zeit wach. Ein paarmal rief sie leise die Mutter, erhielt aber keine Antwort. Da schlüpfte sie aus dem Bett und machte Licht. Mutter schlief. Tief und sanft wie es schien. Die Atemzüge waren regelmäßig. Das brachte ihr Beruhigung. Als sie wieder im Bett lag, verließ auch sie in tiefern Schlaf, aus dem sie erst am Morgen gegen sechs Uhr erwachte. Das Wetter draußen hatte ausgetobt und der Mond erhellt trocknete zugezogene Vorhänge das Zimmer. Liselottes erster Blick galt der Mutter in dem Bett neben dem ihren. Aber was war denn mit Mutter? Das Mädchens Augen weiteten sich vor Entsetzen.

„Mutter, Mutter!“ Ohne Rücksicht auf die schlummernden Kleinen zu nehmen, stieß sie in höchster Angst die zwei Worte hervor. Keine Antwort. Da war sie auch schon bei ihr, beugte sich über sie. Der Ausdruck des Entschlusses im Gesicht Liselottes verstärkte sich, als sie in die starren Züge, in die gebrochenen Augen der Mutter sah. Ein eisiger Schauer schüttelte Liselotte. Mit zitternden Fingern machte sie Licht und klingelte dem Mädchen. Und als dieses bestürzt erschien, rief sie ihm angstvoll zu:

„Rasch, Anna, zum Arzt. Zu meinem Verlobten. Er soll kommen, so gleich.“

Das Mädchen stürzte fort, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte. Nur daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte, das fühlte es.



Der große Kanal in Triest. Berliner Ill.-Ges. m. b. H.

In einer Viertelstunde erschien der Doktor. Mit einem zärtlichen Blick umfing er sein blondes Lieb, das in einem flüchtig übergeworfenen Morgenrock, das herrliche Haar in zwei lange Zöpfe geflochten, wie Liselotte allabendlich vor dem Schlafengehen tat, auf dem Bettrand der Mutter saß. Sie hielt der letzteren Hand in der ihren. Mit den zärtlichsten Namen hatte sie sie gerufen. Hatte sie vergebens gesleht, ihr doch ein Zeichen des Lebens zu geben. Aber nichts rührte sich in dem marmorblauen Gesicht. Und Liselotte begriff — der Tod war durchs Zimmer gegangen und hatte die geliebte Mutter mit sich genommen. Ihre liebe, jähne, stets so gesunde Mutter!

Da trat Georg stumm neben seine Braut und beugte sich über diejenige, deren Sohn er hatte werden wollen. Und er bestätigte, was Liselotte vermutet. Die Mutter war tot. — „Herzschlag“, sonstierte er.

Ganz sanft war sie entschlafen. Ein schmerzloses Sterben. . . . Still drückte er der Toten die Augen zu.

Nun erst löste sich aber der

von dem Tode der Mutter geradezu niederschmettern gewirkt. Er sah es noch immer nicht, daß Entsetzlicher Seine Mutter tot, seine vergötterte Mutter. . . . Eben jahre am Fenster des Wohnzimmers und grübelte. Was sollte mit Hans und Nora werden, wenn Liselotte heimatete? Sie zu Fremden geben in Pension? Unmöglich. Arme Liselotte. Mitnehmen konnte sie die zwölfjährige nicht in ihre junge Ehe. Welcher Mann möchte er seine Braut noch so sehr lieben — erklärte sich, leichten Herzens für so etwas bereit. Es würde Verdruss geben ohne Ende. . . . Am Abend reiste er ab, ohne mit der Schwester über die Kleinen gesprochen zu haben. Aber er würde ja bald wieder kommen. Dann wollten sie beraten und auch einen Entschluß fassen.

Mit schwerem Herzen erfüllte nun Liselotte die Pflichten des Alltages.

Hans und Nora machten ihr viel zu schaffen. Sie waren untröstlich, daß man die Mama hinaus auf den Friedhof gebracht und daß sie nun niemals wiederkam. Sie tranken und aßen kaum, sondern verlangten nur immerzu nach der Mutter.

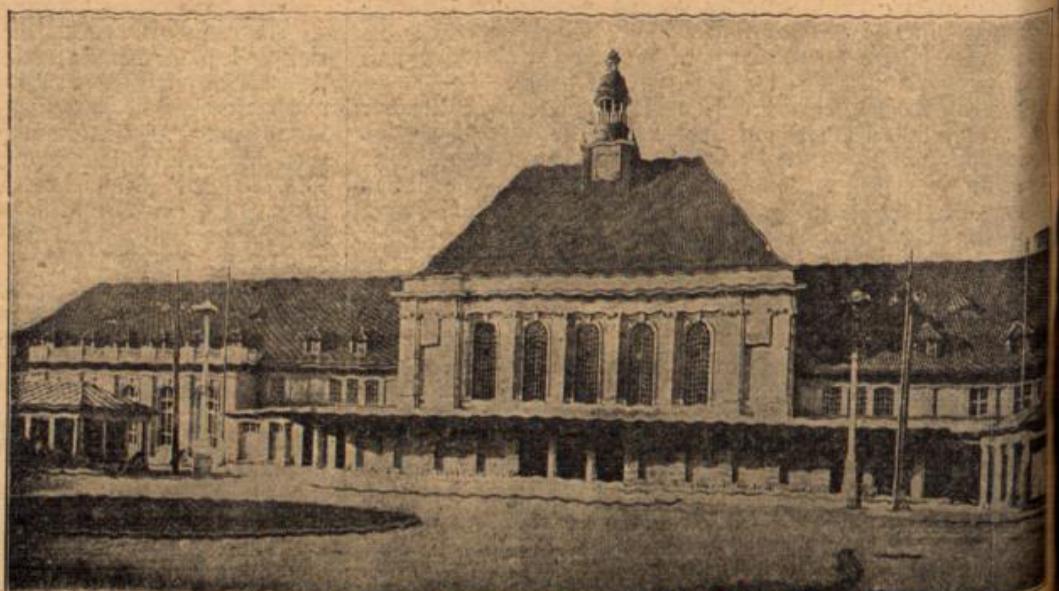
**Kriegeroberleutnant Kurt Wolff,** einer der erfolgreichsten Kriegshelden und Ritter des Pour le Mérite. (Mit Text.)

Nora war immer ein überzartes Kind gewesen, das förmlich Pflege bedurfte, wenn es gesund bleiben sollte. Um sie sorgte sich Liselotte besonders. Bräutigam sprach täglich vor. Aber von der Hochzeit wurde seit Mutter tot war, nicht mehr gesprochen. Und doch dachten beide beständig daran. Eines Tages endlich brachte Georg die Worte darauf. Sie waren allein. Anna war zum Einkaufen in der Stadt und hatte die Kinder mitgenommen. Die Gelegenheit wollten sie zu einer Aussprache benützen. Liselotte war sich längst darüber klar, daß sie entsagen mußte.

Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann.  
(Mit Text.)

starre Schmerz Liselottes. Den blonden Kopf an die Schulter des Geliebten gelehnt, von seinen Armen fest umschlungen, weinte sie fassungslos. . . . Und nicht weit von dem Paar schlummerten in ihren weißlackierten Betten in schneieigen Kissen Nora und Hans. So süß schlummerten sie mit roten Wäschchen und lächelndem Mund, ohne zu ahnen, daß das Schicksal ihnen in der verschlossenen Nacht die Mutter geraubt und sie zu Waisen gemacht. Schicksalswende! — Sie spürten nichts davon. Um so mehr aber fühlte es Liselotte.

Das Begräbnis war vorüber. Auf Bruder Gottfried hatte die Kunde



Der sieben fertiggestellte neue Bahnhof in Görlitz.

ältere Geschwister brauchten sie. Sie mußte Mutterstelle an ihnen übernehmen. Mußte bei ihnen bleiben, für sie sorgen, sie erziehen... . Eberlin sagte sie es Georg. Doch dieser bestand darauf, daß sie eine Frau werde. Die Kinder solle sie getrost mitbringen.

Wit zwei so kleinen Geschwistern und so mit Pflichten gegen mich beladen, sollte ich die Ehe mit dir beginnen, Georg? — zweitermehr! Ich würde

Ran dir nicht so widmen  
te sich, wie du es von

er Frau verlangen  
n. Ein Teil müßte zu

kommen dabei. Ent-  
er du, oder die Kin-  
Und darum, Georg,

ann es nicht sein. —

Halswende. — Sie

igt mich auf einen an-  
n Weg, als den, den

fürlich vor mir sah.  
war blumenbestreut

von der Sonne des  
es übergoldet. Mein

iger Lebensweg wird  
icht steinig und dor-  
oll sein. Aber dennoch

ich ihn tapfer. Das  
ch den Eltern, das bin

en Geschwistern schul-

Ich bin keine seige  
ar. Selbst Gottfried

cht mich. So sehr war  
och an der Mutter

orge gewöhnt. . . .  
nd an mich denkst du

nicht?" fragte er bit-  
o, Liselotte — auch

rauche dich ja — du  
t ja nicht, wie sehr ich

brauche."

Er rieß sie an sich. Er  
sie leidenschaftlich.

, daß du mein sein  
sag' es doch nur",

ete er.

Ich kann es ja nicht.  
es mir doch nicht so

ver, Georg", sagte sie  
er Tränen. Und dann

eiben sie tonlos fort: "Du  
Ernst für mich fin-

Georg. Alles Glück  
ich' ich dir."

Da gab er sie plötzlich

Sein hübsches Ge-  
war blaß und um den

und zuckte es schmerzlich;  
an liebst du mich nicht

wie ich dich liebe,  
müßtest du wissen,

dich mir keine ersehen

sagte er bebend.

er wandte sich zur Tür.  
Wehr als mein Leben

ich dich", rieß sie ver-

elt.

So werde die Meine."

Ich kann es ja nicht,  
se doch nur, Georg."

Da ging er. Die Tür

hinter ihm ins Schloß.  
war allein. —

Fünf Jahre waren ver-

gangen. Liselotte hatte R.

lassen und war mit den

Geschwistern nach D. ge-

ht, in die Residenz. —

ersten Jahre hatte die kleine Nora viel gefräntelt und  
am jüngsten Pflege bedurft. Aber nun hatte sie sich heraus-  
gebracht. Sie war in letzter Zeit tüchtig gewachsen und sah  
und blühend aus. Hans ging in die Realschule. Und  
der Gottfried, der Theologe, war bereits Hilfsgeistlicher.  
An Liselotte selbst waren die Jahre, wie es schien, spurlos

vorübergegangen. Ja, sie war sogar noch schöner geworden. Den Geschwistern gegenüber zeigte sie sich vorwiegend heiter. Aber wenn sie allein war, versank sie nur zu oft in schmerzliches Grübeln. Dann dachte sie an Vergangenes. Gestern hatte sie im Blatt ihres Heimatortes, auf das sie noch immer abonnierte, die Vermählung ihres einstigen Verlobten mit einer Fabrikanten-



Die kleine Spinnerei. Nach dem Gemälde von M. Riesserger. Photographie-Verlag der Photogr. Union in München. (Mit Zert.)

sondern eine Vernunstthe. Er hatte fortwährend Bech mit den Wirtschafterinnen gehabt. Die erste hatte sich verheiratet. Die zweite tauge nichts. Und die dritte war nicht viel besser als ihre Vorgängerin. Sie kochte schlecht. Trotzdem er ein sehr reichliches Wirtschaftsgeld gab, bekam er nie etwas Ordentliches zu essen. Da riss ihm die Geduld. Durfte er sich keines glücklichen Schlebens erfreuen, so wollte er wenigstens ein menschenwürdiges Dasein führen. So holte er sich die Frau aus einer Familie, darin er seit langem als Hausarzt verlehrte. Seine junge Frau war weder schön, noch geist- und temperamentvoll. Aber sie würde ihre Pflicht tun und das genügte ihm.

Und während er nun an seinem Schreibtische saß, konnte er es nicht hindern, daß ihm seine Gedanken entflohen. Er wollte sie zurückholen, doch gelang es ihm nicht. Sie weilten bei Liselotte und kamen nicht los von ihr, bis er schließlich energisch aufsprang, um sich zu seiner jungen Frau ins Nebenzimmer zu begeben. —

Wieder sind Jahre vergangen. Ein volles Jahrzehnt. Liselottes Geschwister sind ihrer Obhut entwachsen. Und sie selbst kommt sich recht überflüssig vor auf der Welt. Sie zählt jetzt achtunddreißig Jahre. Aber man sieht ihr diese feinesfalls an. Gut zehn Jahre jünger sieht sie aus. Oft geschieht es, wenn sie auf der Straße geht, daß dieser oder jener Herr sich nach ihr umwendet, weil er findet, daß ihre Gestalt königlich, ihr vom schimmernden Blondhaar umgebenes Gesicht bilden und außerdem anziehend und außerst sympathisch ist. Selbstverständlich schalte es ihr auch an Bewerbern nicht. Solange die Geschwister sie brauchten, kam ihr kein Heiratsgedanke. Während der letzten Zeit aber, da es einsam um sie geworden, dachte sie zuweilen davon, wie wohltuend es sein müßte, wenn sie wieder Pflichten zu erfüllen hätte. Wenn sie jemand unentbehrlich wäre. Wenn man sie brauchte, um glücklich zu sein. Georg war Witwer. — Das wußte sie. — Jetzt könnte sie die Seine werden. Aber er dachte wohl kaum mehr an sie. . .

Darum, als man ihr eines Tages wieder einen Heiratsantrag machte, wies sie ihn nicht wie sonst kurzerhand ab. Sie erbat sich Bedenkzeit. Acht Tage Bedenkzeit. Es war ein achtbarer Herr, den sie in einer befreundeten Familie kennen gelernt. Ingenieur in Staatsdienst, äußerst solid und weltgewandt. Ein Mann, ohne Fehl und Tadel — wie ihre Bekannten ihn verehrungsvoll nannten. — Von Liebe ihrerseits konnte natürlich keine Rede sein — nicht von jener Liebe, die sie für Georg ersäufte. Aber mußte es gerade eine solche Liebe sein? Sie sehnte sich so sehr danach, wieder einen Wirkungskreis zu besitzen. — Warum sollte sie nicht Georgs Beispiel folgen und heiraten, wie er es einst getan? Feht, wo sie frei war — ganz frei. . .

Und doch konute sie sich nicht entschließen. Als die Bedenkzeit vorüber, erhielt der Bewerber eine Abjage.

Bruder Gottfried wohnte in Leipzig, längst als Pfarrer in Amt und Würden. Und daneben als glücklichster Chemam und Vater eines Kindes. Zu ihm — in sein Haus, hatte sie vor kurzem Hans gebracht, damit er in Leipzig die Schule besuchte und bei Bruder und Schwägerin wohne. Er wollte Theologie studieren. Geistlicher werden wie sein älterer Bruder. Schließlich die Nora. Diese weilte als Fröbel'sche Erzieherin in einer Rittergutsfamilie. Niemand also brauchte sie mehr. Und sie war doch eigentlich noch so jung. Sollte sie das biblische Alter erreichen, dann lagen noch eine Anzahl Jahrzehnte vor ihr. Ein langer Lebensweg. . .

Der Mai war ins Land gezogen. Mit Sang und Klang und einer Fülle zartduftender Blumenländer. An einem wundervollen, sonnigen Tage fuhr Liselotte, um die Gräber der Eltern zu besuchen. Außer ihr befanden sich noch einige Damen im Abteil, deren Reiseziel auch das ihre war, wie sie aus ihrer Unterhaltung heraus hörte. Sie hatte sich ans Fenster gesetzt und genoss mit durstigem Blick die Schönheit der vorüberhuschenden Landschaftsbilder. Blühende Bäume, grüne Getreidefelder, hüfige, mit Blumen bestückte Wiesen. — Da flang ein Name an ihr Ohr: Doktor Reichel. . . Eine der Damen hatte ihn genannt. Liselottes Herzschlag pochte. Hatte sie erst der Unterhaltung der Damen so gut wie keine Beachtung geschenkt, so war sie mit einemmal ganz Ohr. Was ihre Reisegefährinnen über den Doktor sagten, war einstimmig Lob — höchste Anerkennung. Und was sie weiter über ihn hörte, machte sie dermaßen erregt, daß ihr die Knie zu zittern begannen. Die Damen hatten ihr Gedauern ausgesprochen, daß der Doktor bezüglich des Heiratsens so gar kein Glück habe. Als er sich einst als junger Arzt verlobt, sei's nicht zur Heirat gekommen. So tiefunglüchlich sollte er deshalb damals gewesen sein, da er seine Braut grenzenlos geliebt. Lange Jahre war er darum wohl auch dem Junggesellenstande treu geblieben. Und als er sich schließlich doch eine Haushfrau geholt, da schien er wiewohl, obgleich es keine Liebesheirat gewesen, ein recht zufriedener Ehemann geworden zu sein. Nun war er schon wieder über ein Jahr Witwer. Das Schicksal hatte ihm die Gattin geraubt, aber ein Kind besaß er wenigstens, ein reizendes Töchterchen. . .

Hier endete das Gespräch der Damen, da der Zug plötzlich hielt. Man war am Ziel. Ganz benommen von dem so Gehörten, stieg auch Liselotte aus. Sie begab sich zunächst einer Gärtnerei, die nahe am Friedhofe lag, um Blumen für Gräber zu kaufen. Soviel sie zu tragen vermochte, nahm sie. Dann betrat sie den Friedhof. Der laue Zenzwind strich förmlich durch die Zypressen und Lebensbäume. Auf allen Gräbern ringsum ein Blühen und Duften. Und über dem allen ein wolkerloser, tiefblauer Himmel, von dem die Sonne strahlend herinnerte. Nun stand Liselotte an der Eltern Grab. Lieblich sah Ehehügel waren es. Zwischen diesen ein schwarzer Obelisk schwedischem Granit, der in goldenen Buchstaben die Namen der Eltern trug, die hier so friedlich schlummerten. Betend, in den Hände gefaltet, so verharrete Liselotte regungslos eine Weile. Dann schmückte sie die teuren Hügel mit den mitgebrachten Blumen. Und plötzlich kam sie sich, wie es schon öfter in letzter Zeit derart gewesen — wieder grenzenlos einsam und verlassen vor. Ihre Tränen hielt sie in Gedanken zwiesprache mit den lieben Verstiegenen. Schließlich wurde ihr wieder leichter ums Herz. Ein Zweigchen Eien pflockte sie sich zum Abschied von jedem Grab, um sie im Handtäschchen sorgsam zu bergen, bis sie daheim sicher und heilig verwahren konnte.

Dann verließ sie den Friedhof und schlug den Weg zum Bahnhofe ein. In einiger Entfernung kam ein Herr auf sie zu, ihr bekannt vorkam. Diese hohe Gestalt — dieser Gang, — Art, wie er den Stock trug. . . Sie täuschte sich nicht. Nein, er kannte sie auch sein Gesicht. Er war's — Georg. Noch sah sie nicht, denn sein Blick war zu Boden gerichtet. Aber jetzt im Augenblick konnte er aufsehen. . . Und es geschah. Sie sah, was sie sah — wie seine Augen sich weiteten. Kein Zweifel, auch er kannte sie. Sein Schritt verlangsamte sich. Dann verdoppelte er ihn und dann — dann stand er vor ihr. . .

"Liselotte!" Unwillkürlich war der Name seinen Lippen entflohen. Beide Hände reichte er ihr, deren Gesicht wie mit Purpur überzogen schien. Sie sah so hübsch aus, — nein, nicht nur hübsch, sondern bilden troß ihrer achtunddreißig Jahre. Sie trug ein dunkles Kleid, einen einfachen schwarzen Hut, dessen zarten Schmuck linksseitig angebracht, zwei tödliche, weiße Rosen bildeten. Der Doktor erriet sofort, woher sie kam und wohin ging. Als ob es ganz selbstverständlich sei, lehrte er wieder mit und schloß sich ihr an. Sie mußte ihm von den Geschwistern erzählen. Und schließlich erzählte er von sich selbst, daß er Witwer worden, daß er ein kleines Mädchen besitze, das vier Jahre alt ist.

"Liselotte," sagte er plötzlich nach längerem Schweigen, "deine Geschwister sind nun deiner Obhut entwachsen. Sie brauchen nicht mehr. Du bist frei, endlich ganz frei! Und ich — ich brauch dich, denn ich liebe dich noch immer, tiefsinnig. Du könntest uns so glücklich machen. So unglaublich glücklich — und des Kindes, mein kleines Liselotte dazu. Wenn du zu uns kommen wolltest, meine Gattin und Mutter meiner kleinen zu werden?"

Liselotte wollte antworten. Daß er seinem Kind ihren Namen gegeben, rührte sie. Aber da waren plötzlich so viele Menschen um sie her. Vor, neben und hinter ihnen. Der Doktor wurde erbettig gegrüßt, mußte erwidern, oder selbst grüßen. So fand sie zum Bahnhof, ohne daß Liselotte ihm Antwort geben konnte. Er nahm sich eine Bahnsteigkarte. Bis zum letzten Augenblick wollte er den Anblick ihres lieben Gesichtes aus nächster Nähe genießen. Auch dort waren Menschen um sie her.

"Die Antwort, Liselotte!" drängte er ungeduldig. Da reichte sie ihm die Hand.

"Sie bedeutet natürlich ein Ja", gab sie zurück. "Hier kann man nicht weiter reden, Georg. Aber komme zu mir, sobald du kannst." Und sie nannte ihn ihre Adresse.

Dann stieg sie ein. Der Schaffner kam und schloß die Türe. Wie in einem Traum befand sich der Doktor. So glücklich war er, daß er verstumme, unfähig, Worte zu finden.

Kun ließ sie das Fenster herunter, streckte ihm die Hand nach einem heraus. Da kam ihm die Sprache zurück.

Ihre Hand küßend, sagte er glücklich und seine Augen strahlten dabei: "Heilige Dank, Liselotte! Ich komme. Komme schon morgen." Und sie schenkte dem Doktor den Hut, wünschte Liselotte mit dem Taschentuch. Darauf verlor er sich in der Ferne. —

Diesmal befand sich Liselotte allein in dem Abteil. Glücklich verträumt ließ sie sich in einer Ecke desselben nieder. Und in Gedanken begannen zu wandern, zurück in die Vergangenheit. Dann voraus in die Zukunft. Ein neuer Lebensabschnitt begann. Schicksalswende! dachte sie lächelnd. Vor ihrem geistigen Auge dehnte sich ihr künftiger Lebensweg, den sie gemeinsam mit ihrem Geliebten gehen sollte. So schön war dieser Weg, so blumig, frisch und hell, denn der Sonnenschein des Glücks verzehrte ihn. . .

## Etwa über die schwarzen Diamanten.

Plauderei von Adolf Gustav von Paulov. (Nachdruck verb.)

It Recht hat man die für das Gediehen aller Lebewesen unentbehrlichen Kohlen zutreffend „schwarze Diamanten“. In der Tat ist diese Bezeichnung vollaus gerechtfertigt, denn der als schöner Schmuck unserer holden Frauen so hoch wertete Diamant ist nichts anderes, als nur eine andere Form Kohle. Dem Schatzkunst findiger grübelnder Köpfe ist es schon gelungen, wenn auch nur in begrenztem Maße, das Wert der Natur nachzuahmen, aus Kohlen Diamanten schaffen, doch lassen die errungenen Produkte erhoffen, daß die volle Lösung der Aufgabe nur eine Frage der Zeit ist.

Es dürfte nämlich bekannt sein, daß vor Frankreich, dessen Blumengruben überdies zum weitaus größten Teil zurzeit in dem Besitz sind, dem kohlenreichen Belgien, dessen Erzägen ebenfalls innehaben, Deutschland das kohlenreichste Land seines ist, und schon aus diesem Grunde dürfte der Sieg unserer Römer über uns sehr fraglich sein, denn auch England, dessen Kohlenvorräte früher fälschlich mit Unrecht viel zu hoch eingeschätzt werden, kann nicht darin mit uns konkurrieren. Von anderen

Seiten der Erde kann sich nur Amerika mit uns messen, das wie vom China weit überboten wird, dessen Kohlenschäfte aber häufig nicht in Betrieb kommen, da sie noch der Einschließung dienen. Das alles sind Sachen, die nicht umzustossen sind. Wie traurig wäre es wohl um uns bestellt, wenn wir in die unerträliche Lage des ränkelvollen Italien versetzt wären, das mit einem armeligen Kohlenetragis aufwarten läuft. Niemand hätte unsere Eisenbahnen, unsere kohlenfressenden sieben Kriegsschiffe das leisten können, was sie geleistet haben, Heile des Vaterlandes. Niemals unsere Maschinen-Kriegsmarke ihre ungeheure Aufgabe zu bewältigen vermögen. Und ist nicht weiter alles von der Kohle abhängig. Die gesamte Industrie könnte ohne sie und das glücklicherweise ebenfalls überall vorhandene Eisen nicht auskommen. Dabei muß das ja auch erst aus seinen Erzen durch Kohlen bzw. dem aus Kohlen hervorgegangenen Koks ausgeschmolzen werden.

Viele Körper in der Natur begegnen uns in den verschiedensten Formen, die ihrem Wesen nach jedoch eben auch von selben Grundstoff gebildet werden. Es ist bewundernswert, hier die Natur gearbeitet hat. Die heutige fertige schwarze Kohle, die aus dunklen Schächten tief unter der Erde gewonnen ist, um sich hier als Licht- und Lebenspionier zu erweisen, ist einmal durch Weihrauch der Allmutter Sonne entstanden, und Jahrtausende als üppige Pflanzen und Bäume emporgewachsen, um so schnell, wie sie entstanden, wieder zu vertilgen in den ungeheuren Sumpfen der urvorweltlichen Zeiten zu modern und sich zur Kohle umzuwandeln. Die Struktur von Bäumen, Riesenfarnen und Bergblechen, lässt sich noch in den Kohlen erkennen. Kohle aber konnte die Pflanze werden dadurch, daß sie selber Kohlenstoff enthielten, den aus der Kohlensäure der Luft entnahmen und mit Hilfe des Sonnenlichtes bilden.

Wenn wir also sagen, daß unsere Kohlen keinen Grundes

der Luft kommen, so ist diese Aussage keineswegs „aus der Gegriffen“. Die spätere Umwandlung jener vermodernden

Zangen aber können wir uns verständlicher machen, wenn wir aufmerksamkeit auf eine ähnliche Erscheinung der viel

geren Zeit lenken, nämlich auf die Dorfbildung. Auch der

ist das Ergebnis der Vermoderung von Pflanzen, und er

seit weiterhin, wenn ihm dazu Zeit gelassen würde, in

schon dünkkere Braunkohle verwandeln, um endlich zur

echten Steinkohle zu werden.

Wollen wir noch einen Schritt weitergehen, so kommen wir

den eine Stufe höher stehenden Anthrazit, dem nicht

viel fehlt am reinen Kohlenstoff, wie Graphit und

anth. Diese Beimischungen der natürlichen Kohlen können

unter Umständen recht gefährlich werden; denn das so

schlechte Grubengas der Kohlenbergwerke ist nichts anderes,

solche in Gasform frei werdende Verbindungen des

Kohlenstoffs. Die Kohlen sind eben auch in steter Weise

begriffen. Aber dem auch stetig forschen den Men-

gen ist es gelungen, aus allen, oft zusätzlichen Erfahrungen,

Kenntnisse über die Kohle zu gewinnen. Als

unter anderem aus den Eisenerzen das seine Meile ent-

holzen wollte, wozu so lange die Holzkohle gedient habe,

daß es sich, daß die Steinkohle verschlacke und verleere und

durch den Schnellprozeß erschweren. Bei dem Versuch, zuerst

den Kohlen diese hemmenden Bestandteile herauszureiben,

man auf den sogenannten Koks, die reine Kohle, die sich

leider Beziehung als vorzüglich erwies. Aber nicht lange

wurden diese Ausscheidungen Absalzstoffe. Der Teer mußte sich

alle möglichen weiteren Verhandlungen gefallen lassen, und die in der ganzen Welt einzig dastehende deutsche Karbenindustrie nahm hier ihren Ausgangspunkt. Alle die bunten, grellen, auch so zarten Farben unserer im Ausland so viel begehrten Textilstoffe, Anilin- wie Alizarinfarben, führen aus dem schmeicheligen Teer her. Und wieder die ganzen neuen Arzneimittel, wie Aspirin, Antipyrin, Salverian usw., kommen aus diesem Abfallprodukt der Kohle. Hier hat wieder die deutsche Wissenschaft die großen Triumphe gefeiert. Und wie durch diese neuen Stoffe als unersetzbar geltende natürliche Farbstoffe, wie zum Beispiel Indigo, sogar noch an Echtheit überboten wurden, so haben wir uns anderseits von den teuren ausländischen Stoffen und pflanzlichen Präparaten, wie Chinin, frei machen können. So hat es England erleben müssen, daß die Abnehmer für seine Indigopflanzen sich nicht wieder einsetzen und das bessere und dabei billigere deutsche Präparat vorzogen.

Eine der schwerwiegendsten und epochenmachendsten Erfindungen war vor circa hundert Jahren die Gewinnung des Leuchtgases aus der schwarzen Steinkohle, das sich mit seiner sieghaften Leuchtkraft die Welt erobert hat; nun aber beginnen muss, der Elektrizität zu weichen.

Aus all dem Angeführten sind aber die aus der Steinkohle resultierenden Eigenschaften nur zum Teil erschöpft, nahtlos hat die moderne Chemie „den schwarzen Diamanten“ noch vieles zu danken.

## Verwendung von Chloralkal zum Bleichen der Wäsche.

Schöne helle Wäsche ist der Stolz der Hausfrau. Mit siebenvollem Blick wird sie täglich die aufgeschichteten blendend weißen Stöcke ihres Wäscheschrankes mustern. Auf dem Lande haben es die Hausfrauen bequemer als in der Stadt. Sie brauchen hier keine künstlichen Mittel. Der ozonisierende Sauerstoff der Luft besorgt hier das Geschäft des Bleichens, oder die Wäsche wird auf dem Bleidplatz ausgebreitet und mit Wasser übergossen. Nicht so leicht haben es die meisten Stadtfrauen. Sie haben keine Möglichkeit, ihre Wäsche frei im Winde flattern zu lassen und das Geschäft des Bleichens der Natur zu überlassen. Kaum steht ihnen ein kleiner düsterer Trockenboden zur Verfügung. Doch möchten sie auch blendend weiße Wäsche haben. Es bleibt ihnen also nichts weiter übrig, als ihre Zuflucht zu künstlichen Bleichmitteln zu nehmen. In erster Linie steht ihnen da nun der Chloralkal zur Verfügung. Von der guten Witung des Chlors sind sie wohl überzeugt, doch haben sie ein gewisses Misstrauen gegen ihn, da sie befürchten, daß durch die Behandlung mit Chlor die Wäsche mürbe und brüchig wird. Bei richtiger Anwendung des Chlors ist jedoch absolut keine Gefahr. Nachdem durch das Chlor die gelbliche Farbe im Leinen zerstört ist, muß auch das Chlor unter allen Umständen vollständig daraus entfernt werden, da sonst die Fasern des Gewebes angegriffen würden. Dies geschieht entweder durch anhaltendes Entwässern der Wäsche in kaltem, klarem Wasser, oder man bringt die Wäsche in ein Antichlorbad. Dies bewerkstelligt man in folgender Weise. Man löst für 10 Pfennig unterschiedsloses Natrium in etwa zwei Liter kochendem Wasser auf, schüttet diese Lösung in einen großen Kübel mit Wasser, in dem man die Wäsche ausziehen läßt. Sobald das Natrium mit dem Chloralkal in Berührung kommt, geht es in eine andere, für die Wäsche vollständig unschädliche Verbindung über. Aus dem Chloralkal wird das Chloratium. Wird die Wäsche in dieser Weise behandelt, so wird man nie über Schäden durch Chloralkal zu klagen haben. Bleibt dagegen das Chlor im Gewebe, so werden wir stets den unangenehmen Chlorgeruch vor der Nase haben, und die Wäsche muß unbedingt wiederaufleben.

E. F. J. S.

## Fürs Haus



Jenen Apfeln, die man als Komott, Dammsäpfel usw. ganz verwendend will, ist das Kernhaus auszustechen; dies geschieht am einfachsten durch den Kolonnenausschächer. Die Art und Weise der Verhüllung kennzeichnet unsere Abbildung. Es wird daran erinnert, daß das Ausstechen des Kernhauses vor dem Schälen des Apfels zu erfolgen hat, da nach dem Schälen die Apfel leicht auseinanderbrechen.

## Unsere Bilder

**Regierungsrat Dr. Ludwig v. Hörmann**, vielgelehrter Schriftsteller und hervorragender Forsther auf dem Gebiet der Tiroler Volkskunde, vollendete am 12. Oktober in Innsbruck sein 80. Lebensjahr; er ist einer der besten Kenner des Tiroler Volkes und hat sich durch eine große Anzahl von Werken und Schriften um die Ausbildung über sein Heimatland und dessen Volksleben verdient gemacht. Er ist 1837 in Feldkirch (Vorarlberg) geboren und mit der Dichterin Angelika v. Hörmann verheiratet.



Schredenslind.

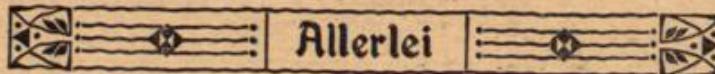
Max: „Ach, lieber Uncle, seit du nicht aus mir und Papa keine Reger“

Er blickt: „Ach, woher denn, Junge?“

Max: „Papa sagte, bis du stirbst, warten wir schwer werden.“

seit 1915 Offizier. Seine Beziehung erfolgte in Memel.

**Die kleine Spinnerin.** Albert Ritterberger, ein Schüler Angelis, dieser Zweide der Wiener Akademie, zählt zu den bekanntesten Genremalern Österreichs. Das ländliche Genre insbesondere liegt dem Meister, der in allen seinen Bildern, der Heimatkunst huldigend, das Dichtenvort befolgt: „Das Gute liegt so nah“. Jeder neue „Ritterberger“ ist ein Beweis dafür, daß in den Bauernstuben der alpinen Gebirgsdörfer, trotz Defregger und seiner Schule, auch der Maler, welcher eigene Wege zu wandeln liebt, seine Motive suchen kann. Die Spinnversuche der kleinen blonden Spinnerin finden in der bäuerlichen Punktsübe ein derart anmutiges, ja verständiges „Damenpublikum“, daß wir dem Künstler dafür Dank wissen müssen, daß er es zum Gegenstand seines Bildes gemacht hat, in dem auch das bäuerliche Milieu einen sehr hochtalentierten Schilderer gefunden hat



**Bescheiden.** Madame: „Wie seltsam sich das trifft! Ihr Bräutigam ist jetzt im Felde der Vorzeige meines Mannes!“ Achin: „Ja, aber Sie können beruhigt sein, gnädige Frau, ich werde Sie deshalb durchaus nicht über die Achseln anziehen!“

**Wie Feldmarschall Blücher Posten stand.** Als im Jahre 1813 die preußischen Truppen zusammen mit den Russen gegen Frankreich zogen, hatten sie oft genug von diesen Verbündeten und deren Vorliebe für Plunderungen zu leiden, denn die Moskowiten schonten auch die Letzten nicht, wo die Preußen Quartier nahmen, und hießen gelegentlich auch ihr Hab und Gut mitgehen. So wurde auch eines Abends das Haus, in dem der Feldmarschall Fürst Blücher eingekwartiert war, von einem Haufen Russen überfallen, die sich darin als „echt russische Leute“ zu betätigen gedachten. Zufälligerweise befand sich nur Blücher mit seinem Bedienten im Hause, während der miteinkwartierte Adjunkt und die weitere Begleitung abwesend waren. Sofort warf sich der Marschall mit der Waffe den Plünderern entgegen, und es gelang ihm und dem Bedienten wirklich, die Russen aus dem Hause zu drängen. Dann aber hißt es, vor weiteren Überfällen auf den Hut zu sein, und da eben niemand sonst in der Nähe war, stellte Blücher den Bedienten mit geladenem Gewehr als Posten an die vordere Tür des Hauses und sich selbst in gleicher Ausrüstung und Eigenschaft an die hintere. Als nachher der Adjunkt zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt, den General mit geschulterter Büchse und natürlich in mordmäßig wütender Stimmung am Hoftor stehend zu finden. P. H.

**Bogelsfreie Ware.** Dass auch den Engländern die Geschäftspraktiken der lieben amerikanischen Bettern manchmal recht unheimlich werden, davon kann der Londoner Maler Cecil Aldin ein Bild singen. Er hatte verschiedene Serien heiterer Genrebilder gezeichnet, die im großen vervielfältigt und gern gekauft wurden. Unglücklicherweise waren sie in Amerika nicht gekauft und es erfuhr unter der Hand, daß sie dort womöglich noch beliebter und verbreiteter seien. Er beschloß, sich davon an Ort und Stelle zu überzeugen und fuhr hinüber. Tatsächlich fand er, daß „dort drüben“

die Leute nach seinen Arbeiten förmlich toll waren, daß sie in jeder ausgeruht wurden, nicht nur als Sammelbilderserien, sondern auch Vorlagen zum Zeichnen und Malen, als Stickereien auf Kissen, Decken, Vorhängen, als Porzellanausmalerei auf Schüsseln, Tellern und dergl. Neun verschiedene Firmen hatten sich des Vertriebes seiner Arbeiten möglichst, ohne ihm auch nur einen Cent für seine Urheberschaft zu zahlen. Der Gipfel erreichte die Unverschämtheit, als er auf einem Abstecker Chicago in der Bahn die Bekanntschaft eines Herrn machte, mit dem angeregt plauderte, daß er schließlich sich ihm vorstellte. Da nämlich rascchte sein neuer Freund ihn durch den Ruf: „Ah, Mr. Aldin, ich entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ich bin Kunstmaler und Ihre Bilderserien hierzulande ausgiebig ins Volk gebracht. Zu Tausenden habe ich sie gedruckt und verkauft und einen Haufen Geld dazu gemacht.“ Mit sauer-süßem Lächeln erwiderte der Künstler, der genug Geschäftsmann gewesen war, um sich das Urheberrecht an seinen Arbeiten in Amerika zu sichern: „Das ist mehr, als ich von mir behaupten kann, denn ich habe von der außerordentlich reichen Bevölkerung meiner Werke diesseits des Ozeans auch nicht einen Cent erhalten.“ So liebenswürdig der neue Bekannte sich bis dahin gezeigt hatte — so reichte seine Liebenswürdigkeit und anständige Gemüthe dann doch hier nicht, daß er sich erboten hätte, dem geschädigten Künstler freilich nur den geringfügigsten Anteil an seinem Profit herauszurücken. Mr. Aldin hat in der Londoner Zeitchrift „Cassell's Magazine“ durch Feder eines Verehrers seinem Unmut über diese nahe Selbststolze Amerikaner deutlich Ausdruck verliehen. C. E.

## Gemeinnütziges

**Winke für Haltbarmachung des Pfauenennus.** Zur unliebsamen Überraschung vieler Hausfrauen, die Pfauenennus einkochen, zeigt sich, daß sich das Mus gar nicht hält, sondern nach kurzer Zeit schon schlägt und schimmelt. Das ist nun natürlich sehr unangenehm, denn Pfauenennus, das keinen Zucker beim Einkochen braucht, sollte ein Eis für die anderen, nur mit Zucker eingebacken Obstmusarten sein, auf die man wegen des Zuckermangels verzichten muß. Ein österles Ausdruck des Pfauenennus hält ja die Schimmelbildung fern, aber dabei ist immer ein gewisser Teil verloren, und das Mus wird zäh und wenn schimmelt. Auch kommt beim Kochlochen des Pfauenennus, besonders wenn es schon sehr dicke ist, zu leicht ein Anbrennen an dem Boden des Kochgeschirres vor, was dann wieder einen Verlust des Mus und Einbuße des Wohlgeschmacks bedeutet. Kochstehende empfehlen diese Maßnahmen und erhöhen trotzdem die Haltbarkeit des Pfauenennus. Man legt auf die behördlich leicht zur Schimmelbildung neigende Oberfläche jedes Einleggefäßes ein in Rum getauchtes Bergamentpapier. In dem Rum löse man vorher eine Federmeißel voll Salzgipspulver auf. Ab und zu sehe man nach, ob der Inhalt des Einlegefäßes tabellös ist und beträufle das oben auf liegende Rum mit neuem Rum, weil dieser nach einiger Zeit verdunstet. Auch eine Salzsäurelösung unter das Pfauenennus genügt, ist dort rasiert wo der Aufbewahrungsort nicht kühl und trocken genug und die Gefahr des Schimmelwerdens des Pfauenennus groß ist. Salzsäure erhält man in Apotheken oder Droghandlungen. Die Gebrauchsweisung, wieviel davon zum Zweck der Haltbarmachung zu nehmen ist, befindet sich in dem Pulverbäschchen. Auch ein unter dem Namen „Pfauenennusvürze“ im Handel erscheinendes Mittel hat sich gut erwähnt. Ist man genötigt, das Pfauenennus aufzulösen, so stellt man es auf einen Abkochtopf, damit ein Anbrennen vermieden wird. Sodann verhäume man nicht, das Einleggefäß vor dem Neufüllen des Pfauenennus zu säubern und auszuschwefeln. M. K.

**Dem Vereinobst** tut gründliche Bodenpflege im Herbst sehr. Viele Schädlinge nisten sich im Boden ein. Sie werden durch die Bodenpflege vernichtet. Man streue gleichzeitig Kaff unter.

### Quadraträtsel.

A	A	A	E
B	E	F	G
G	I	L	L
M	M	R	R

Die Buchstaben sind so zu verlegen, daß die entsprechenden magazinischen Reihen gleichlautende Wörter bezeichnen: 1) Eine Stadt. 2) Ein berühmter vorwiegend englischer Seehafen. 3) Ein männl. Vorname. 4) Ein männl. Vorname. 5) Ein spanisch-

### Bilderrätsel.



Auslöser folgt in nächster Nummer.

Auslösung des Logographs in voriger Nummer:

Zeige, Vogel, Tage.

Alle Rechte vorbehalten.

Berantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.